

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1956

4 (1956)

Unsere

HEIMAT

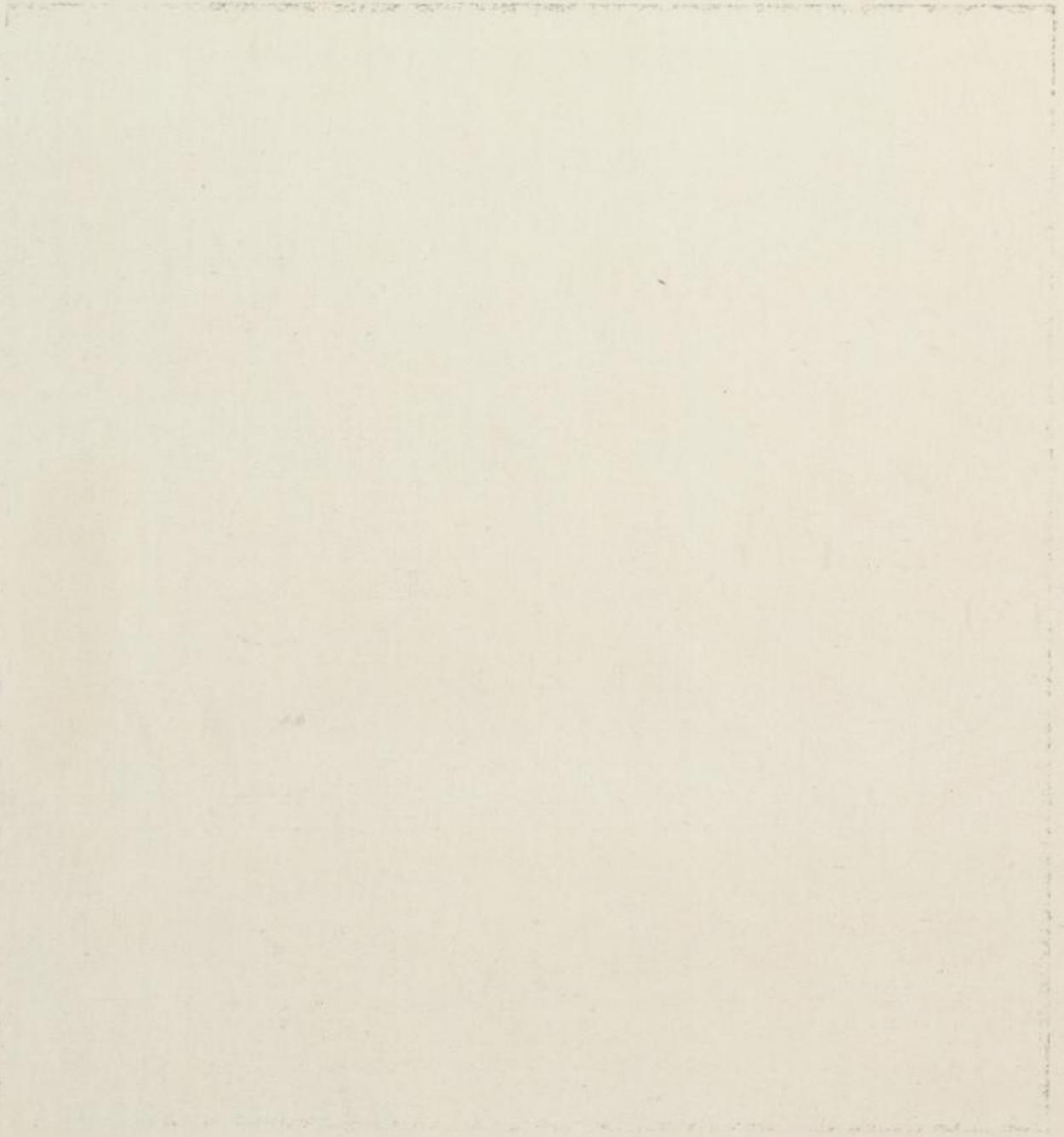
Blätter aus der Prignitz



2. Jahrgang

1956

4



1877

Ein Jahr „Hinzdorfer Heimatstube“

Am Ende des verflossenen Jahres bestand die Hinzdorfer Heimatstube ein Jahr. Trotzdem aber war sie für Hinzdorf nichts Neues. Schon im Jahre 1932 wurde in der alten Hinzdorfer Schule, dem alten Hirtenhause des ehemaligen Gutes, ein „Heimatmuseum“ eingerichtet, das dann in das neue Schulhaus übersiedelte. Die Initiative zur Einrichtung des Museums ging aus von dem Maurer und Bauern Wilhelm Müller und seinem Bruder, dem Bienenvater August Müller. In dem damaligen Lehrer Scheffler, der musisch stark begabt und auch für alles Vorgeschichtliche sehr interessiert war, fanden sie den Mann, der den Raum zur Verfügung stellte und ihn mit Sprüchen und gemalten Bauernblumen stilecht herrichtete. Die Bewohner der Elbe-Karthanenniederung, die auf ihr „Museum“ stolz waren, brachten Urväterhausrat, altes Kulturgut, das nutzlos auf den Böden umherlag oder -stand. Sie mobilisierten ihre befreundeten Familien und die Verwandtschaft, so daß schnell ein wertvolles Stück zum anderen kam. Der entsetzliche Hitlerkrieg, der unserem Vaterlande so tiefe Wunden geschlagen und seine Einheit zerstört hat, vernichtete auch das von den Bewohnern der Elbdörfer mit so viel Liebe erbaute Heimatmuseum. Das Schulhaus stand leer. So kam es, daß die wertvolle Münzsammlung verschwand, die Urnen zerschlagen wurden, die besten und wertvollsten Stücke nicht mehr vorhanden waren. Nur einen kleinen Teil der Funde und Gegenstände konnten die Brüder Müller retten.

Im Jahre 1954 wurde der Wunsch laut, das Museum wieder aufleben zu lassen. Wieder waren August und Wilhelm Müller die eifrigsten Mahner. Ihren besten und stärksten Helfer fanden sie in dem Bürgermeister Bruno Lippert, der schon als junger Mann bei den Ausgrabungen praktisch mitgewirkt und den Dorfbewohnern manch kostbares Museumsstück abgeluchst hatte. Daß er vor dem Kriege der zweitbeste Vogelberinger Deutschlands war, sei nur nebenbei erwähnt. Ihm gelang es, alle vorhandenen Schwierigkeiten zu beseitigen. Ein Teil des Schulbodens wurde in Solidaritätsarbeit in eine große Bauernstube umgewandelt. Die hervorstehenden Deckenbalken zeigen auf der einen Seite die Namen der Wirtschaften, die den dreißigjährigen Krieg überdauert hatten (nach dem Verzeichnis des Landreiters Samuel Rose). Auf der anderen Balkenseite stehen plattdeutsche Bauernsprüche.

Was gibt es nun alles in unserer Heimatstube zu sehen? Bei weitem nicht alles, was bei uns und in unserer Umgebung gefunden wurde, kann von uns gezeigt werden. Die wertvollsten unserer Funde wanderten nach Berlin

in das Märkische Museum oder zieren die Heimatmuseen in Perleberg, Wittenberge oder Havelberg. Trotzdem können wir doch mit manch Wertvollem aufwarten. Faustkeile, Schaber, Steinbeile, Steinsägen, Pfeil- und Speerspitzen, Spinnvirtel, Mahlsteine, Urnen, eine Knochenhacke beweisen, daß die Umgebung unseres Dorfes schon von der mittleren Steinzeit an besiedelt war. Ein gut erhaltenes Tüllenbeil gibt Zeugnis von der hohen Kultur der Bronzezeit. Eiserne Speerspitzen zeigen, wie weit unsere Vorfahren es schon in der Behandlung des Eisens gebracht hatten. Alle diese Funde sind in großen Glastischen aufbewahrt. Der größte Teil unserer Heimatstube wird ausgefüllt von altem Kulturgut unserer Heimat. Die Entwicklung des Spinnwockens, angefangen vom einfachen Kiefernquirl bis zum industriell hergestellten Wocken, läßt sich hier verfolgen. Alle Geräte zur Verarbeitung des Flachses, der unseren Urvätern Leib- und Bettwäsche, Handtücher, Tischdecken und Säcke lieferte, sind in unserer Heimatstube zu finden. Wer den Aalspeer, den Grieper, die Unze nicht kennt, kann sie sich bei uns zeigen und vorführen lassen. Den Vorläufer der Wasserwaage, das alte Setzlot, das Schnitzmesser des Zimmermannes, mit dem er die Namen und die alten Sprüche in die Giebelbalken schnitzte, den Vorläufer der Brustleier, alte Böttcherhobel, das alte Taufbecken der Breeser Kirche, Geräte zum Gießen von Lichtern, zinnerne Tisch- und Wandlampen: bei uns werden alle diese Gegenstände liebevoll gehütet und sachverständig vorgeführt. Ein alter Bauernherd mit Kesselhaken, Dreifuß, Bratspieß und Blasebalg zeigt uns, wie unsere Urgroßmütter einst gekocht, gebraten und gebacken haben. Alles aufzuführen, was in unserer Heimatstube gezeigt wird, verbietet der Raum unserer Zeitschrift. Kommt her, seht sie euch an.

Lohnte sich der Wiederaufbau unseres Museums, das wir als bescheidene Menschen „Heimatstube“ nannten? Wir sagen: „Ja“. Sie wurde im Jahre 1955 von 144 Personen und sieben Schulklassen mit insgesamt 213 Kindern besucht. Der Großteil der Einzelbesucher kam aus der näheren Umgebung, einschließlich der Städte Wittenberge und Perleberg. Aber auch Namen von Besuchern aus Berlin, von Sachsen, vom Rhein und vom Saarland hat unser Gästebuch zu verzeichnen. Von den Schulen waren besonders die des Kreises Seehausen interessiert.

Sind wir zufrieden mit dem Erreichten? „Nein!“ Groß ist die Zahl der Wassersportler, Rad- und Fußwanderer, die unser Dorf besuchen. Nur ein kleiner Teil von ihnen ist zu uns gekommen. Wir hoffen nun, daß wir im kommenden Sommer recht viele Gäste bei uns begrüßen können, vor allem die Schulkinder, die ja in der Ferienbetreuung die Heimat kennenlernen wollen; denn

„Wer die Vergangenheit nicht kennt,
die Gegenwart nicht begreift,
kann die Zukunft nicht gestalten.“

Wald und Forst

Die Perleberger Stadtforst im Wandel der Zeit

Die natürliche Urlandschaft unserer deutschen Heimat war fast überall der Wald, ein artenreicher Mischwald. Das Klima, die Bodenart, die Wasser- verhältnisse bestimmten jeweils die Zusammensetzung der Baumarten, des Unterholzes, der Bodenpflanzen. Drei Viertel seines Baumbestandes wurde in den letzten tausend Jahren gerodet, Wiesen und Weiden, Äcker und Gärten traten an seine Stelle; und auch wo er erhalten blieb, haben die Menschen sein Gesicht gründlich verändert.

Auf dem sandigen Talboden des breiten Elbe-Urstromtals, der keine andere wirtschaftliche Nutzung zuläßt, liegt die bis 1945 der Stadt Perleberg gehörige Stadtforst. Sie ist fast 25 qkm groß und wird durch den Unterlauf der Stepenitz in zwei Teile zerlegt. Der nordwestliche ist das Wittenberger Revier (73—123), der südöstliche Teil das Dobberziner Revier, das durch den Jeetze-Bach wieder unterteilt wird in die größere Hinterheide im Süden (1—52) und die kleinere Vorderheide im Norden (53—72). Die hier und in der Folge eingeklammerten Zahlen bezeichnen die in der forstlichen Fachsprache als Jagen bezeichneten Waldstücke, deren Lage aus der beigegebenen Karte zu ersehen ist.

Die ältesten Nachrichten, die über den Baumbestand der Stadtforst etwas bekunden, reichen leider nur zwei Jahrhunderte zurück. Danach wuchsen „wittenbergerseits“ größtenteils Eichen und Birken und „dobberzinerseits“ mehr Kiefern als Eichen; außerdem wird die Hainbuche (Weißbuche) als überall verbreitet besonders erwähnt. Die Nutzung des Waldes geschah im Plenterbetrieb, d. h. aus dem alle Altersklassen umfassenden Mischwald wurden die benötigten Stämme herausgehauen, die Verjüngung blieb der Natur überlassen. Als ein allerletzter Rest dieses ursprünglichen Eichenmischwaldes und dieser Nutzungsweise kann vielleicht der Katzenbusch, ein kleines Waldstück 200 m südlich Bollbrück am Wege nach Breese, mit seinen Beständen an Eichen, Buchen, Ulmen, Birken, Ahornen und mannigfachem Unterholz angesprochen werden. Mehr als einmal, namentlich in Kriegszeiten, kam es bei dieser Art der Nutzung zu so übermäßigem und planlosem Aushieb, daß dem Wald durch diesen Raubbau schwere Wunden geschlagen wurden. Ende des 18. Jahrhunderts begann man die ersten künstlichen Nachpflanzungen in „gleichmäßigen Forstorten“, d. h. von Beständen derselben Baumart, wobei die geschlagenen Laubbäume teilweise schon durch die schnellwüchsige Kiefer ersetzt wurden. Diese frühe Waldpflege ist noch an zwei Stellen der Stadtforst, die absichtlich plenterartig

bewirtschaftet blieben, im wesentlichen erhalten. Es sind die parkartig wirkenden Laubholzbestände nördlich des ehemaligen Forsthauses Alte Eichen (119, 123) und nördlich des ehemaligen Forsthauses Bollbrück am Unterlauf des Rose-Baches (53). Die Forst wurde erstmalig 1788 vermessen und zur besseren Bewirtschaftung in Schläge eingeteilt. Doch änderte sich vorläufig wenig, bis 1846 bei einer erneuten Vermessung die Forst in 75 Jagen von 20 bis 50 ha Größe aufgeteilt wurde, die durch Gestelle, d. h. gradlinige, sich rechtwinkelig kreuzende Wege von 4 bis 8 m Breite begrenzt waren. Die alte Plenterwirtschaft wurde nun von einer Hochwaldwirtschaft mit Kahlschlag abgelöst. Schrittweise wurden in den abgeholzten Jagen gleichmäßig junge Kiefern angebaut. Es begann „die Erziehung der Kiefer“. Statt des ursprünglichen Mischwaldes stockten fortan auf jedem Jagen Reinbestände gleichartiger und gleichaltriger Bäume, die dann die Altersstufen von der Schonung über das Stangenholz zum hiebreifen Baumholz durchliefen, um nach 80 bis 100 Jahren dem völligen Kahlschlag zu verfallen. Im Jahre 1880 wurde die Mehrzahl der Jagen nochmals durch neue Gestelle zerlegt, so daß nun 123 kleinere Jagen, 15—22 ha groß, entstanden. Außer den alten Landwegen zwischen den umliegenden Ortschaften, die mit ihren sanften Windungen und in ihrer behaglichen Breite erhalten blieben, durchquerten nun langweilige schnurgerade Gestellwege den schachbrettartig aufgeteilten Wald. In den eintönigen Jagen standen die Kiefern wie Söldnerscharen in Reih und Glied, bis sie mit einem Schläge umgelegt wurden wie das Getreide auf dem Felde. Der bunte Wald wurde zur entseelten Forst, zum Holzzuchtbetrieb, zum Stangenacker. Eine kleine Übersicht der Bestände in ha zeigt den Wandel der Baumarten für einen Zeitraum von 33 Jahren:

	1847	1865	1880
Eichen	22	13	4
Birken	22	29	12
Erlen	19	13	7
Kiefern	1882	2141	2336
Waldblößen	337	58	19

In vielen Jagen bietet die Stadtforst noch heute das freudlose Bild der Kiefernreinkultur. Nur wo man bei Kahlschlägen einzelne besonders wuchskräftige und gut gewachsene Bäume stehen ließ, milderten diese Überhälter durch ihre stattliche Form und Größe die Einförmigkeit der nachfolgenden Schonungen.

Aber die Natur ließ sich nicht spotten, sie sorgte bald dafür, daß die Bäume dieses künstlichen Waldes nicht in den Himmel wuchsen. Allerlei Mißstände waren die Folgen dieses gewaltsam gestörten natürlichen Gleichgewichts im Leben des Bodens, der Pflanzen und der Tiere des Waldes. Tierische Schädlinge traten in Massen auf, Sturmschäden und Waldbrände nahmen ungewohnte Ausmaße an, die Entstehung von saurem



Kiefern-Reinkultur

Foto: Albert Hoppe

Rohhumus und die folgende Auslaugung des Bodens ließen den ohnehin kargen Boden noch weiter an Nährstoffen verarmen. Alle diese Nöte, Windbruchschaden ausgenommen, hat die Stadtforst erfahren. Schon 1829 richtete Raupenfraß, vermutlich der Forleule, großen Schaden an. Die Nonnenraupe trat 1880 und 1900 auf, dann noch einmal 1933/36 in solchem Umfange, daß 45 ha Wald abgetrieben werden mußten. Weniger umfangreiche Schäden verursachten mehrmals auch die Kiefernspinnerraupe, der Rüssel- und der Borkenkäfer. 1873 vernichtete ein großer Waldbrand 30 ha, 1887 ein anderer sogar 60 ha. Über die Minderung der Bodengüte heißt es 1880 in einem Rückblick auf die letzten 30 Jahre, daß „der Ertrag des Bodens unendlich zurückgegangen sei“. Zu diesen Schädigungen, die im Wesen der Reinbestandswirtschaft begründet waren, kamen in den Jahren 1830/70 noch solche, die sozusagen zusätzlicher menschlicher Unvernunft entsprangen: ein unverantwortlicher Holzeinschlag und das auch früher schon immer wieder beklagte Streurechen. Bei letzterem handelt es sich darum, daß der Nadelabfall samt der Gras- und Krautschicht zur Verwendung als Stallstreu rücksichtslos ausgeharkt und dadurch auf dem bloßgelegten Boden eine Neubildung von Humus zum Ersatz der entzogenen Nährstoffe ver-



Foto: Albert Hoppe

Kieferndickung

Birken und Jungbuchen als Branschutzstreifen

hindert wurde. Neben einem Raubbau an Bau- und Brennholz spielte das für die Uferbefestigungen an Elbe und Stepenitz geschlagene Reisigholz, hier „Wasen“ genannt, zeitweise eine verheerende Rolle.

Allmählich begriff man, daß auf weite Sicht gesehen die Kiefernreinkultur eine Fehlplanung war. Sie brachte schnell und für den Augenblick Holz und Geld, aber sie brachte sich selber um. In unserem Klima ist nur ein naturgemäßer Mischwald auf die Dauer lebensfähig und ertragreich. Der Ruf: Zurück zur Natur! bedeutet nun aber nicht, einfach zum Urwald zurückzukehren, sondern einen Wirtschaftswald schaffen, der die unabänderlichen Naturgesetze achtet. Wie ein Lehrer seine Schüler, so muß der Forstmann seine Bäume nach ihren natürlichen Anlagen zur Gemeinschaftsleistung erziehen. Die Anfänge damit wurden im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gemacht. Seitdem haben Laub- und Nadelhölzer, einheimische und ausländische, den Baumbestand bereichert. Die Eichen waren nie ganz verschwunden und erst recht nicht die sich leicht aussamenden unverwüstlichen Birken. Letztere wurden nun gern als Brandschutzstreifen längs der Gestelle angepflanzt. Von sonstigen bodenständigen Laubbäumen zogen als alte Heimatberechtigte wieder ein Buche, Hainbuche, Bergahorn, Winter-

linde, Esche, Espe, Schwarzpappel, Schwarzerle und Eberesche. Als Neulinge, die von Natur nicht in unserem Gebiet beheimatet sind, wurden von deutschen Waldbäumen aufgenommen die Grauerle, Fichte und Lärche. Vereinzelt schon um 1800 angepflanzt und heute auf frischen Waldböden in allen Altersklassen verbreitet ist die Fichte (Rottanne). Daß auch sie, unser vertrauter Weihnachtsbaum, bei uns nicht bodenständig ist, wird manchen Leser überraschen. Aber es ist so, daß alle Fichten in unserer Forst künstlich angepflanzt sind oder sich höchstens an besonders günstigen Stellen durch Aussamung weiter verbreitet haben. Und es gibt Menschen, Forstmänner und Naturfreunde, die sie als den Baum der Gebirgswälder in den Wäldern des Tieflands als Fremdling empfinden. Aber aus noch ferneren Zonen sind neue Baumarten bei uns eingeführt worden. Mit Ausnahme der südeuropäischen echten Kastanie und der japanischen Lärche stammen sie alle aus Nordamerika: die Robinie, Roteiche, Kanadische Pappel und von Nadelbäumen die Douglasie, Sitkafichte, Bankskiefer und Weymouthskiefer. Die Auswahl dieser Ausländer diente vielfach Versuchsanzüchtungen, manchmal war sie auch eine forstliche Modesache. Diese im Zuge der natürlichen Walderneuerung eingebürgerten Baumarten wurden entweder an geeigneten Standorten als kleine Reinbestände angepflanzt oder, wie namentlich die Buche, als Unterbau in jüngere Kiefernbestände eingebracht, um dem entkräfteten Boden Humus zuzuführen und die Bodengare wieder in Gang zu bringen. Das neue Ziel der forstlichen Nutzung war dann nicht der rücksichtslose Kahlschlag, sondern eine Einzelstammwirtschaft nach dem planmäßig auswählenden Grundsatz, daß das Kranke und Schwache fallen muß, um dem Gesunden und Wuchskräftigen Platz zu machen.

Zahlreiche Jagen unserer Forst sind nach und nach dieser Wiedergesundung zugeführt worden. Sie zeigen wieder schönere natürliche Waldbilder und erfreuen besonders im Frühling und Herbst durch das wechselvolle Farbenspiel ihres Laubes.

Auch auf eine Vergrößerung der Waldfläche war die Forstverwaltung bedacht. Aus den früher für die Jahre 1847 bis 1880 gemachten Angaben ist ersichtlich, daß in diesem Zeitraum die Waldblößen von 337 auf 19 ha eingeschränkt worden waren. Es handelte sich dabei um kleinere heideartige Flächen, hauptsächlich aber um einstiges Ackerland, das bei der Separation, der großen Flurbereinigung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, an die Stadtforst gekommen war. Diese aufgeforsteten Äcker sind der Teil der Vorderheide, der an die Totenfelder grenzt, zu denen sie vordem gehörten. Eine andere Möglichkeit, die Waldfläche zu vergrößern, boten die zahlreichen im Walde versteckt liegenden Moore, die entweder in ehemaligen Flußläufen oder in abgeschlossenen Senken entstanden waren. In ersteren entwickelten sich die nährstoffreichen Flachmoore, in letzteren die nährstoffarmen sogenannten Hochmoore. Ihre Zahl war einst viel größer als heute. Allein in den 60 Jahren von 1788 bis 1847 waren nach alten Berichten

die als Riede, Fenne, Luche, Brücher, Pfuhe, Lachen, Schlenken bezeichneten Moore von 168 auf 90 Morgen, also fast auf die Hälfte zurückgegangen. Sie waren „von Natur entwässert“, das heißt durch eindringenden Pflanzenwuchs erst verlandet und dann verwaldet. Auf den Flachmooren



Foto: Albert Hoppe

Lichter Kiefernwald mit Laubholz-Unterbau

stockte Erlenwald oder „Elsbusch“, wie man damals sagte, auf den Hochmooren Kiefern-Moorbirkenwald. Wo diese Moore noch nicht ihr natürliches Ende gefunden hatten, ging der Mensch nun auch ihnen zu Leibe, übrigens mit Mühen und Kosten, die den Aufwand kaum lohnten. Dies geschah erstmalig 1880 auf Wittenberger Seite, z. B. im Krummen Ried (80) und im Buchhorst (78, 87), auf Dobberziner Seite im Krohnsloch südlich

des Krohnsberges (22/23, 28/29). In den Jahren 1936/39 wurden diese Arbeiten in der Nachbarschaft der genannten Luche noch einmal wieder aufgenommen: in der Verlängerung des Krummen Rieds (81/82), im Buchhorst (77) und im Neumann-Luch westlich des Krohnsberges (22, 33). In dem sumpfigen Moorgelände wurden, den Anlagen von Spargelbeeten in vergrößertem Maßstabe vergleichbar, wechselweise Wälle und Gräben gezogen; in den Gräben sammelte sich das Wasser, auf den 5 m breiten Wällen, den sogenannten Rabatten, wurden Bäume angepflanzt. Bei den alten Anlagen wählte man Fichten, untermischt mit Erlen, Eichen, Birken, Buchen. Ein anschauliches Bild bietet heute das Krumme Ried. Die Gräben sind längst ausgetrocknet, die zu stattlicher Größe herangewachsenen Bäume machen den Eindruck eines verwilderten Parkes. In den jüngeren Anlagen pflanzte man dagegen Erlen und Moorbirken, eingesprengt Pappeln, Eschen, Lärchen, versuchsweise auch Fichten und Kiefern. Hier ist das heutige Waldbild ein anderes, überall steht das Wasser noch in den Gräben, und buschwaldähnliche Gehölzstreifen grünen auf den Rabatten. Die auch hier schon als Durchforstung einsetzende Nutzung muß im Winter bei tragender Eisdecke ausgeführt werden.

Auch in ehemalige Flachmoore, die schon vor hundert Jahren durch Entwässerung und Rodung der Bruchwälder in Wiesen umgewandelt worden waren, ist der Forstmann eingedrungen. Der Wiesenboden wurde, wo wertloser Graswuchs die Mahd nicht lohnte, mit dem Pflug umgebrochen und mit Bäumen bepflanzt. Hier wurde also in gewissem Sinne der Urzustand des Waldes künstlich wiederhergestellt. Inmitten der Rieselwiesen entstand vor 20 Jahren an dem Stepenitzknick westlich des Jagens 49 ein Waldstück aus Pappeln, Erlen, Fichten und kümmernden Moorbirken, später im Jeetze-Becken unweit des vorerwähnten Neumann-Luches eine Anpflanzung von Pappeln und Erlen.

Mit Verständnis und Liebe zur Natur war unser Stadtwald gepflegt worden, bis wieder einmal Krieg und Kriegsfolgen ihm schwerste Wunden schlugen, die wir mit Schrecken gewahren. Mögen die Mühen gelohnt werden, diese allmählich zu heilen. Wir brauchen den Wald als Spender des uns unentbehrlichen Holzes; wir brauchen ihn auch um seiner selbst willen, denn er ist mehr als eine Summe nützlicher Bäume, ist ein beseeltes Wesen, das zu uns spricht wie alle Schöpfung der Natur:

Im Walde jeder einzelne Baum
hat seinen Wuchs, hat seinen Traum.
Doch über alle Baumgestalt
hebt, träumt und wieget sich der Wald.
Ist mehr, als tausend Bäume sind,
ist eine neue Sprach' im Wind.

(Herrmann Claudius)

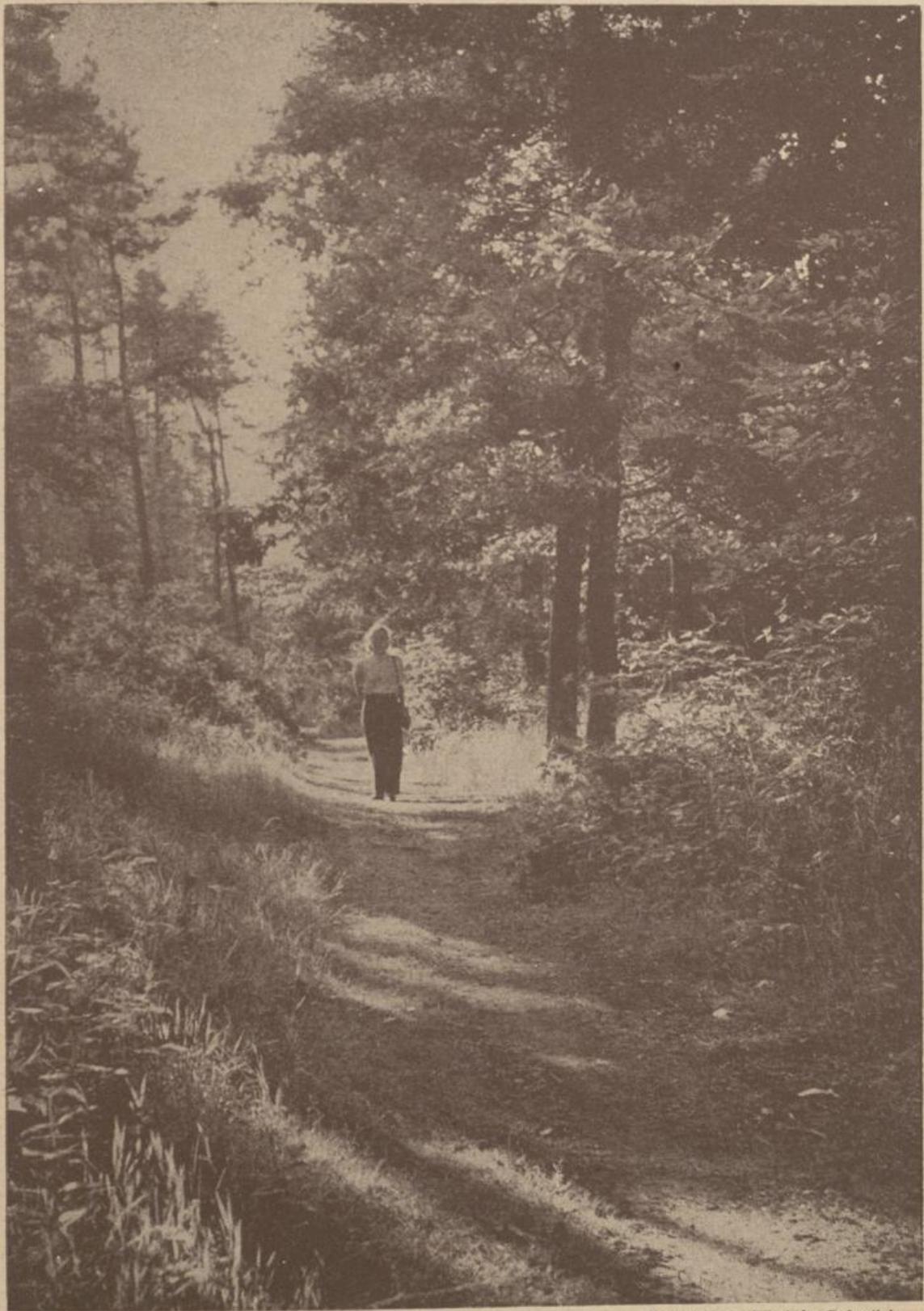


Foto: Dr. Ulrich Schröder

Mischwald im flimmernden Sonnenglast

Über die Entstehung der Gilden

Je weiter wir in der Geschichte zurückblicken, um so weniger Berufe finden wir vertreten. Solange innerhalb der Familie die meisten Gegenstände selbst angefertigt wurden, gibt es kaum handwerkliche Berufe. Mit steigendem Bedarf an hauswirtschaftlichen Gütern beginnt jedoch auch eine Spezialisierung des Könnens des Einzelnen.

Töpfer für die Keramik und Werkzeugmacher sind schon in ältester Zeit festzustellen. Das bezeugen die gut geschliffenen Steinwerkzeuge der jüngeren Steinzeit und die mannigfaltigen Formen der Keramik mit ihren schönen Verzierungen, wie sie in unseren Heimatmuseen zu sehen sind und schon viel Beachtung gefunden haben.

Sobald aber die erzeugten Güter nicht mehr dem eigenen Verbrauch dienten, sondern weiteren Kreisen angeboten wurden, da befinden wir uns im Zeitalter der Handwerker und Händler. Wie kämen sonst die Gefäße der Schnurkeramiker, die im thüringischen Raum saßen, bis zu uns her? Oder gar die vielen Bronzen aus den südlichen Ländern?

Während zu Anfang der Bronzezeit noch fertige Geräte und Schmuck gehandelt wurden, wird die Bronze später nur noch in Barrenform transportiert und dann an Ort und Stelle in Schmelzöfen verflüssigt und zu Werkzeugen und Waffen gegossen. Zuerst bestand der Handel nur im Tausch von Ware gegen Ware, doch sehr bald schon finden wir das Geld als Zahlungsmittel. Im Mittelalter waren verschiedene Handwerksberufe noch immer sehr umfassend. Die Handwerker kauften das Rohprodukt auf, veredelten es, verarbeiteten es zum Fertigprodukt und verkauften es noch selbst, so z. B. die Schuhmacher, die selbst die Rohhaut kauften, ‚gärbten‘ das gewonnene Leder, verarbeiteten — nach Maß natürlich — und gaben es an den Verbraucher ab.

Ebenso war es bei den Wollwebern, die die Wolle erwarben, spannen, webten, das Gewebe dann zuschnitten und als Schürzen, Kleider und dergleichen verkauften.

Kein Wunder, daß sich nun nicht alle die Mühe machten, diesen langen Arbeitsprozeß selbst auszuführen, und so teilten sich diese Berufe (Pelzhändler — Kürschner, später noch Lohgerber, Sattler, Schuster). Bei der Herstellung der Bekleidung entstanden noch mehr Berufszweige, die Wollweber, die Tuchmacher (Hersteller der Stoffe), die Schneider und die Gewandschneider (Verkäufer der Stoffe).

Da nun jede der Berufsgruppen versuchte, sich ihre Rechte zu erhalten und sogar Vorrechte zu erkaufen, entstanden zum Schutz der einzelnen Berufsgruppen die Gilden. Die ersten Lenzener Gilden werden schon im 13., besonders aber vor allem im 14. Jahrhundert verzeichnet.

Entwicklung der Gilden

Zu den allerältesten Gilden Lenzens gehören die Schuster, die in der ‚Schusterstraße‘, der heutigen Kellerstraße, wohnten, dann die Tuchmacher, die Bäcker und die ‚Schrötter‘ oder ‚Schröder‘ (so hießen die Schneider). 1380 bereits bestätigt der Rat den Schuhmachern ihre Markt- und Städtegerechtigkeit gegen eine jährliche Zahlung von 50 Gulden und 20 Schilling. Bis in das 15. Jahrhundert ist ein Wachsen und Blühen der Gilden festzustellen. Ihre Forderungen, die sie in ihren Zunftordnungen aufstellen, dienen der Ordnung und sittlichen Besserung im Handwerk. Durch eine straffe Führung gewinnt das Handwerk an Ansehen, zugleich stärkt die Gilde das Selbstbewußtsein des einzelnen Handwerkers. Die Zunftordnungen setzen die Ausbildungszeit für Lehrlinge und die Wanderjahre für Gesellen sowie die Prüfungsbestimmungen fest, und die Zünfte besaßen z. T. sogar eigene Gerichtsbarkeit. Die Zunftordnungen enthielten auch Schutzbestimmungen gegen Pfuscher (das waren frei arbeitende Gesellen ohne Meisterprüfung). Vor allem sorgten sie auch für eine einwandfreie Ware und termingerechte Ablieferung der Erzeugnisse an die Kunden.

Während anfangs die Gilden sich ihre Zunftordnungen selbst gaben, unterlagen diese später der Genehmigung durch den Landesherrn.

Um ihre Macht zu verstärken, schlossen sich verschiedene Berufsgruppen zusammen; so gehörten in Lenzen die Lohgerber zur Schusterinnung, die Schneider zu den Tuchmachern. Aber schon im Jahre 1454 fühlte sich die Schneidergilde durch das Anwachsen ihrer Mitgliederzahl stark genug, ein selbständiges ‚Gewerk‘ zu bilden. Gleichzeitig damit versuchten die vier Lenzener Innungen, auch Einfluß auf den Rat zu gewinnen. In einigen Städten der Prignitz entstanden hierum ernstliche Auseinandersetzungen. Der Hochmut der wenigen patrizischen, damit ratsfähigen Familien gab hierzu meist den Anlaß. Zuerst waren die Bürger froh, daß sich Familien in der Stadt fanden, die dem Landesherrn die verschiedenen Gerechtigkeiten zugunsten der Stadt abkauften; doch brachten dann die Einnahmen diesen Familien wieder so viel Vorteile und damit Macht, daß sie sich sogar anmaßen, den Gewerken ihre Innungsstatute vorzuschreiben. Um diesem Übermut entgegenzutreten, ließen sich die Gewerke von der Bürgerschaft mit deren Vertretung gegenüber dem Rat beauftragen und haben sich tatsächlich auch in Lenzen sehr bald durchgesetzt. Wahrscheinlich schon im 16. Jahrhundert werden nämlich die Viertelsmänner zu Beratungen hinzugezogen. Lenzen war zu dieser Zeit in ‚vier Quartiere‘ unter den vier Gewerken aufgeteilt. Vor allem verlangten die Vertreter der Zünfte, zu

Beratungen über neue Steuern, Anleihen, Rechnungslegung und der Wahl des neuen Rates hinzugezogen zu werden.

In den Urkunden jener Zeit heißt es: „Meine lieben getreuen Ratsmänner und Gildemeister!“ Im Jahre 1524 wollte die Stadt Lenzén eine Anleihe bei einem Perleberger Bürger aufnehmen, dazu mußten erst die Gildemeister gehört werden.

Da nun aber keine Organisation vorhanden war, die die einzelnen Gilden untereinander zusammenhielt, versuchten diese wiederum, sich gegenseitig zu überbieten und Vorrechte voreinander zu gewinnen. So erkaufte sich die Gewandschneider z. B. das Vorrecht, allein Stoffe vertreiben zu dürfen, obwohl ja die Tuchmacher die Hersteller derselben waren.

Letztere wiederum verstanden es, nach jahrelangem Kampfe neue Privilegien zu erhalten, wenigstens ihr eigenes Fabrikat im ‚Ausschnitt‘ (geschnitten) verkaufen zu dürfen. Für fremde Erzeugnisse blieb es beim alten.

Diese Zwiste brachten nun den Beginn des Zerfalls der Innungen mit sich. Das aus der Praxis des Lebens Gewachsene, die Geschichte der Menschheit Belebende und Fördernde erstarrt meist leider allzu schnell, wird zum Dogma, verliert sich in zeremoniellen Formen und verfällt schließlich ganz. Wie schon erwähnt, hatten die Gilden einen nützlichen Zweck, indem sie in der Ratsversammlung zugunsten der Bevölkerung mitsprechen konnten. Ihre Statuten sorgten für Zucht und Ordnung und verlangten die auftragsgemäße Anfertigung der Ware und die rechtzeitige Ablieferung. Allmählich aber schoben sich die privaten Interessen mehr und mehr in den Vordergrund. Von den oben angeführten Forderungen war in den späteren Statuten kaum mehr etwas zu finden, stattdessen bestehen zwei Drittel der „Articul“ (Artikel) der Lenzener Schuster- und Lohgerber-Innung von 1715 nur aus Strafbestimmungen. Sie sichern sich alle Rechte und Vorrechte und legen um Lenzén einen Bannkreis fest. Diese Art von Zunftordnung gleicht einem Monopol.

„Daß zu dieser Zeit das Handwerk goldenen Boden hatte, zeigt deutlich die Gegenüberstellung der Preise im Schneiderhandwerk. Ferdinand Ulrici schreibt in seiner Chronik: Der Arbeitslohn für einen Anzug beträgt 1642 1 Taler 11 Groschen. Der Scheffel Roggen kostete zu jener Zeit $3\frac{1}{2}$ bis 4 Groschen; demnach betrug der Arbeitslohn 9 Scheffel Roggen. Der Tagelohn eines Arbeiters belief sich damals auf 1 bis $1\frac{1}{4}$ Gr.“ Er mußte also für einen Anzug 22 bis 24 Tage bei 10- bis 12-, ja sogar 14stündiger Arbeitszeit pro Tag arbeiten.

Einige der Bestimmungen der „Zunftordnung der Schuster- und Lohgerber-Innung zu Lenzén 1715“ seien interessehalber hier angeführt:

„Artic. 2. Soll sich Niemand der außer diesem Gewerck und Gülde ist, Er sey Einheimisch oder Frembd, unterstehen, Schlacht Leder in der Stadt oder auß den Dörfern aufzukaufen bey Verlust des Leders . . .“

„Artic. 3. Und weil die Schuster der Stadt Lentzen mit Ihren Schuhen und Waahren nicht ihres Gefallens wohin sie wollen zu Marckt ziehen können, zumahlen sie aus denen Lüneburgischen und Mecklenburg nahe angränzenden Städten wenig Nahrung haben, auch die Stadt Saltzwedel in der Altemarck keinen öffentlichen Schuhmarckt hält, alß haben auch Sie benandten außwärtigen Schustern nicht zu verstaten, auf ihren Jahrmärckten Schuhe feil zu haben.

Artic. 4. Soll auch inhalts derer Privilegien auff zwey Meileweges umb dieselbe Stadt das Hausieren mit denen Stiefeln, Schuhen und Pantoffeln im und außershalb deren Jahrmärckten ohne Unterschied gänzlich verbohnten seyn, bey Verlust der Waahre . . . Auch daß in denen Dörfern kein einziger Stöhrer und Pfuscher geduldet werden soll . . . Haben die des Ohrts befundenen Pfuscher sich zu gewärtigen, daß sie von dem Landreuter sollen ausgehoben werden . . .“

Der Kampf gegen die „Pfuscher“ wurde auch eigenmächtig durchgeführt, darüber wird folgendes berichtet:

Im Jahre 1764 gewann der Schneidermeister Johann Held die Anwartschaft als Küster in Jagel. Vom Gewerk Wittenberge war ihm das Meisterrecht zuerkannt worden. Eines Tages überfielen ihn vier Perleberger Schneider und raubten ihm „eine Gehrockweste, so ihm selbst gehörte, 1 Leibchen seiner Schwester, 1 Kamisol von einem Bauern, 1 Frauenjacke, 1 Tischtuch, 1 Schnupftuch, 4 Käse und etliche Nähnadeln“. Held mußte seine Sachen mit 7 Thalern und 12 Groschen wieder zurückkaufen. Auf Klage der Wittenberger Gilde wurde entschieden, daß es Wittenberge verboten sei, unüberlegt Landmeister zu setzen mit bloßer Anwartschaft auf den Schuldienst. Perleberg bekam den Verweis: „Dem Gewerk ist nicht gestattet, die Auftreibung von Pfuschern in eigenmächtiger Weise vorzunehmen. Die 7 Th. 12 Gr. sind Held zurückzuzahlen und 5 Th. Strafe in die Kämmerei- und Armenkasse“. Besondere Vorrechte genossen die Meistersöhne oder solche, die eine Meistertochter oder Wittib heiraten wollten. Meist war ihnen ein Teil der Kosten oder die Hälfte der Wanderjahre erlassen. Ja, selbst die Prüfungsstücke waren herabgesetzt. In der Zunftordnung von 1715 hat Friedrich Wilhelm allerdings schon diese Vorrechte zum Teil aufgehoben.

Als Fremder mußte der Geselle, sofern er keine Meistertochter oder Witwe heiratete, einen Geburtsbrief vorlegen, daß er „nemblich im Ehebetto ehrlich erzeuget und geboren sey“. Auch diese Bestimmung soll schon eine Mäßigung gegenüber dem Eid von 1482, den eine Lenzener Meisterwitwe zur Aufnahme in die Schustergilde erbringen mußte, nämlich „daß sie geboren sey echt und recht von Jacob smede, ihrem Vater, telen, ihrer Mutter und allen vier anen, die nicht wendischen, nicht pfiffer, nicht scheper oder leineweber gewesen sein, sunder guter deutscher freier Art, die wol güld und werke besitzen mögen.“

Die Abstammung von Wenden, Pfeifern (Musikanten), Schäfern oder Leinewebern war für die Aufnahme in die Gilde ein Hinderungsgrund. Trotzdem weigerte sich das Lenzener Gewerk, die Meisterswitwe aufzunehmen. Erst auf eine Beschwerde beim Landesherrn und dessen Drohung auf Auflösung der Gilde kam sie zu ihrem Recht.

Trotz der Einschränkungen, wie sie Artikel 2, 3 und 4 der Zunftordnung sowie Artikel 7 zeigen: „So viel das Gesinde anreicht, so soll Keinem Meister ordinar mehr alß zwey Gesellen und einen Jungen auf einmahl anzunehmen und zu halten vergönnet seyn“, tritt immer deutlicher eine Erstarrung und Verarmung des Handwerks ein.

Anhand der Unterlagen, die für das Schneiderhandwerk von Lenzen vorhanden sind, soll einmal die weitere Entwicklung der Gewerke gezeigt werden, die in ähnlicher Form auch für die andern Gilden zutrifft.

Aus den Gesellen- und Meisterprüfungen wurde ein Ritus gemacht, der in allerlei unsinnigen Forderungen ausartete. Nicht die Güte des Gesellen- oder Meisterstücks war maßgebend, sondern das Bestehen des Zeremoniells, bei dem die Lehrlinge wortwörtlich ‚geschlagen‘ wurden. Fehler am Meisterstück konnten durch Geld abgekauft werden.

Sofern die Zunftordnungen nicht schon vorher erneuert worden waren, wurden sie durch das Generalpatent vom 24. September 1740 aufgehoben mit dem Gebot, sie erneut zur Genehmigung vorzulegen. Die Lenzener Schneidergilde erhielt bereits im Jahre 1735 ihr neues Generalprivilegium. In dem Vorwort heißt es, daß sich bei den Gilden und Handwerkern Mißbräuche eingeschlichen haben, die teils eingeführt, teils beibehalten wurden oder aus alten schädlichen Gewohnheiten stammen, die dergestalt überhand genommen haben, daß sie große Unordnung nach sich zogen. Die unter dem Vorwand einer alten „Observantz“ eines Handwerksgebrauchs oder vermeintlichen löblichen Herkommens üblichen „läppischen Ceremonien und Complimenten“ werden hierdurch gänzlich verboten.

Die Zunftlade glich einem Heiligtum, über dem geschworen wurde, und aus deren Aufschließen und Tragen wurden abergläubische Schlüsse gezogen. Darum heißt es im Artikel XII: „Den Meistern wollen Wir eine Lade zur Verwahrung der Briefschaften und Gelder fernerhin gestatten, jedoch verbieten Wir aufs nachdrücklichste alle altväterlichen und theils abergläubischen Ceremonien, so mit derselben, theils bey den Gewerks-Versammlungen, theils wenn sie von einem Altmeister zum anderen gebracht werden müssen, gemacht worden, und wollen dieselbe im geringsten nicht anders als einen anderen Kasten oder Lade, so zu weiter nichts als etwas darin zu verwahren, verfertigt angesehen wissen. Entsprechend sind auch Gesellen-Laden, schwarze Tafeln usw. auf dem Rathaus abzuliefern!“ In diesem Gewerbeprivileg sind auch wieder die Bestimmungen zum Schutz des Kunden aufgenommen. Wenn ein Meister jemanden über Gebühr warten läßt und darüber Klage beim Magistrat geführt wird, soll der

Meister nach Befinden bestraft werden und dem Kunden freistehen, die Arbeit abzuholen und zu einem andern zu tragen, der sich nicht weigern soll, solche Arbeit fertigzustellen. Bei Lieferung schlechter Arbeit ist dieselbe auszubessern oder aber zu bezahlen.

Auch das Monopol der Handwerker wird gebrochen. Der Artikel VII verfügt, „daß die Schneider-Innung allhier sowohl als andere Arten eingeschlossen seyn und so viel Meister, als sich ehrlich ernähren können, dabey angenommen werden sollen. Es ist aber desto genauer dahin zu sehen, daß keine zum Gewerk gelassen werden, welche nicht vorgeschriebener Maßen sich darzu tüchtig gemacht, und daß deswegen kein Untüchtiger die Heirath einer Meisterwitwe oder daß es eines Meisters Sohn sey, zu statten komme“. Auch dieses alte Vorrecht wurde aufgehoben.

Der Artikel XXIV legt fest, daß die Lehrlinge nicht ständig zu Laufburschen der Ehe-Weiber und Gesellen benutzt werden dürfen. Außerdem ist der Meister zu bestrafen, der zuläßt, daß sein Lehrling durch allzu hartes „Traktament“ gezwungen ist, aus der Lehre zu gehen.

Die ewige Geheimniskrämerei, die sich in vielen Berufen bis fast in die jüngste Zeit erhalten hat, wurde schon damals bekämpft: „Der Meister sol seinen Lehr-Knaben gewissenhaft mit allem Fleiß und gründlich unterrichten und da die Schneider unter sich die Gewohnheit eingeführet, daß sie die Jungens so wenig als die Gesellen zusehen lassen, wenn sie Kleider zuschneiden, noch weniger aber ihnen solches lehren, sondern das Zuschneiden den Meistern abgestohlen werden muß, verfügen Wir, daß die Meister den Jungens allerdings weisen sollen, wie jede Art der Kleidung zugeschnitten werden müsse und wie dem Eigenthümer zu besten etwas dabey erspart werden könne.“

So sehr erfreulich diese Bestimmungen sind, da sie den letzten Versuch darstellen, dem veralteten, traditionsgebundenen Handwerk wieder auf die Beine zu helfen, so enthalten sie in Ziffer XVIII einen Satz, der zum weiteren Verhängnis des Handwerks wird: „Wir verbieten aufs schärfste, daß weder einzelne Meister noch weniger das gantze Gewerk der Schneider sich unter einander verbinde, ihr Arbeits-Lohn auf einen gewissen Preis zu setzen und diejenigen, so darunter arbeiten, für anstößig halten oder aber zu bestrafen, gleich denn solches auch durch das General-Reichs-Patent verbothen ist, und steht ein jeder Meister frey, sein Arbeit so wolfeil er will zu verfertigen oder zu verdingen.“ Darauf setzt ein ungeheurer Konkurrenzkampf ein mit Unterbietung der Preise.

Mit der Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1810 ging das Zunftwesen seinem Ende entgegen. Das Handwerk, das danach völlig am Boden lag, sammelte aber alsbald neue Kräfte. Bereits im Jahre 1866 schlossen sich in Lenzen die Tischler, Stuhlmacher und Glaser zu einer Innung neu zusammen, wollten aber nichts mehr mit den alten Zünften gemein haben, wie uns ihr Statut vom 24. Februar 1866 zeigt.



„Der Winter ist vergangen . . .“

*Er brachte in diesem Jahr neben Härte und Not auch manche Winterfreuden
(hier in Perleberg an der Bühne) und verabschiedete sich mit einem
gewaltigen Hochwasser, das Keller und Stuben füllte*



Foto: Albert Hoppe

Die Rohrweihe

in der Prignitzer Elbniederung

An unserem kleinen Ort Cumlosen liegt ein kleiner See, besser beschrieben, ein Teich. Durch die allmähliche Verlandung hat er an Umfang sehr eingebüßt. Heute ist er von mannshohen Schilf- und Rohrdickichten und gelben Mummeln fast zugewachsen. Er ist erfüllt von dem Gequake und Geknurre der Frösche, von dem Meckern der Himmelsziege, von den Lockrufen des Bleßhuhns, von dem melodischen Ruf des Brachvogels und von dem Gequarre der Stock- und Krickente. Wir wollen auch nicht die putzige Rohrammer vergessen, die bis spät in den Abend noch das Karre-kiet-kiet erschallen läßt. Es ist der ideale Tummelplatz aller Wassertiere, insbesondere unserer Vogelwelt.

Am 25. April 1954 stehe ich hier am Schilfrand und beobachte die Rohrweihe, die vor einigen Tagen aus dem Süden heimgekehrt ist. In dichtem Schilfgürtel, nicht weit von dem Ufer, hat sie schon seit Jahren ihren Horst. Sie segelt, schwebt über dem See, wunderbare Flugspiele darbietend. Sie wirft sich mit wildem Geflatter aus der hohen Luft in die Tiefe und stürzt mit erhobenen Flügeln in das Rohrdickicht, bleibt eine Weile dort und erhebt sich wieder nach oben, segelt, schwebt wieder über dem See, überschlägt sich seitwärts und kopfüber mehrmals und steigt wieder. Die Spiele wiederholen sich, bis sie schließlich im Ruderflug nach dem gegenüberliegenden Ufer auf einen Koppelpfahl streicht. Welche Kraft, welche Kühnheit, welche Angriffslust bringt dieser Rohrweih bei seinem Balzflug zum Ausdruck.

Am 1. Mai sind beide über dem See, segeln, kreisen, fallen jenseits in das Rohrdickicht. Nur kurze Zeit. Ein Partner erhebt sich mit mächtigen Flügelschlägen, schraubt sich empor, kreist über der wahrscheinlichen Niststelle und fällt mit hochgestellten, flatternden Flügelschlägen in das Rohr- und Schilfgestrüpp. Kurz darauf ein klägliches, hilfloses Vogelgeschrei.

Wir schreiben heute den 9. Mai. Der Horst ist fertig. Im wogenden Schilfwald, nicht weit vom Ufer, auf moorigem, sumpfigem Grund hat das Weibchen aus Ästen, Gräsern und Schilf den Horst erbaut.

Am 16. Mai finde ich im Nest das erste Ei. Die Rohrweihe steigt auf, segelt unter Ausnutzung der Winde immer höher, wiegt sich sanft nach links und rechts und verschwindet am Horizont.

Am 23. Mai brütet die Rohrweihe. Im Horst befinden sich vier Eier. Es ist eigentümlich, daß nach einer Störung, während das Weibchen in angemessener Entfernung kreist, plötzlich das Männchen erscheint und nach der Ursache Ausschau hält.

Die Mummeln blühen am 19. Juni mit größter Pracht. Die Bleßhühner verjagen ihre Rivalen. In unserem Rohrweihe-Horst befinden sich drei Junge



Foto: Willi Westermann

und zwei Eier, fünf Tage später bevölkern vier Junge den Nistplatz, davon war das letzte tags zuvor aus der Schale gekrochen. Das Größte sperrte bei dem geringsten Geräusch den Schnabel weit auf, ohne jedoch den geringsten Laut von sich zu geben. Der kleinste Bewohner des Horstes, unser Spätling, war anscheinend von den Geschwistern an den Rand des Nistplatzes gedrängt worden. Die Alten sind jetzt sehr vorsichtig, und ich bekomme sie nur wenig zu Gesicht.

Im ganzen Rohr ist jetzt oft große Erregung, der Schrecken aller Vögel muß die Brut sättigen. Den alten Rohrweih ergreift die Jagdlust. Im schleichenden, weichen Fluge streicht er über die Sümpfe, durch die Rohr-

und Schilfdickichte, über die Koppeln der Landwirte. Er findet fast jedes nicht gut verstecktes Gelege, fällt darüber her, säuft die Eier aus oder kröpft die Jungen. Es ist sonderbar, von den am Ufer des Sees umherlaufenden Hühnerküken wird nach Aussagen des Besitzers bisher keins vermißt.

Heute ist der 12. Juli. Ich komme zum Nest. Donnerwetter, haben sich die



Foto: Willi Westermann

Jungen herausgemacht. Wahre Prachtkerle! Drei Quitzows im Harnisch in Kampf- und Abwehrstellung mit gespreizten Flügeln und aufgesperrtem Schnabel empfangen mich. Aber kein Laut! Ich las einmal, die Jungen vollführen einen mächtigen Spektakel. Bisher habe ich noch keinen Laut vernommen. Die Alten sind jetzt besonders vorsichtig, um anscheinend den Nistplatz nicht zu verraten. Während meines Horstbesuches sind sie nicht erschienen. Der „Spätling“ ist nicht mehr anzutreffen, wahrscheinlich ist er von dem Stärkeren aus dem Horst befördert worden.

Am 18. Juli sind die jungen Rohrweihen fast flügge. Eins verzieht sich bei meinem Erscheinen in das Rohr. Die Läufe, die Schenkelknochen und das

Rückgrat eines Junghasen liegen im Horst. Das Hochwasser in der Elbniederung steigt, das Nest kommt in Gefahr. Drei Tage später fliegt eine junge Rohrweihe während meines Dortseins in ein nahes Roggenfeld. Die Überreste eines Vogels in der Größe eines Tüpfelsumpfhuhnes finde ich im Nest. Das Hochwasser erreicht den Rand des Horstes. Tags darauf ist der Nistplatz überschwemmt. Die Jungen sitzen in den Rohrspitzen. Auch das Dritte ist wieder zurückgekehrt und sitzt neben seinen Geschwistern. Gottseidank, sie sind flügge. Noch einige Wochen und sie ziehen gen Süden. Ob sie uns im nächsten Jahr wieder besuchen werden? Wohl kaum! Aber das alte, treue Pärchen, das, trotz Ausräubern des Horstes in den Vorjahren, uns in diesem Jahr wieder aufsuchte, wird uns im nächsten Jahr auch wieder mit seinen Balzspielen erfreuen.



Zeichnung: H. Seiler



Foto: J. Rom

Vorfrühling an der Karthan

Dich, Heimat, nenn ich mein . . .

Hier kenn ich jeden Weg,
der durch das Feld sich krümmt,
hier kenn ich jeden Quell,
der durch den Graben rinnt.

Hier kenn ich jedes Kind,
das in mein Fenster schaut,
hier kenn ich jedes Herz,
dem auch mein Herz vertraut.

Dich, Heimat, nenn ich mein,
du bist mir Melodie,
klingst wie ein Vogellied
in mir wohl spät und früh.

W. Bredthauer

Die Technik

verändert das Gesicht der Prignitz

Wo heute über gepflasterte Straßen der motorisierte Verkehr rollt, führten bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts breite, sandige Fuhrwege durch Buschwerk und Gehölze von Dorf zu Dorf, wohl im Sommer auf den Trampelpfaden der „Hofdiener“ zur Seite gangbar, aber im Winter beklagenswert. Auf diesen Fuhrwegen eilten die Landreiter und Botengänger dahin. Hier fuhren die Planwagen der Handelsleute, die Bauern mit ihren Dung- und Erntewagen. Auf den weiten Brachen und Ödländereien, die mit der Dreifelderwirtschaft untrennbar verbunden waren, und auf den Allmenden weideten Schaf- und Rinderherden, Schweine und Pferde, von Hirten wie von Kindern bei Tag und über Nacht gehütet. Auf den Feldern wuchsen Roggen, Hafer und Flachs. Wind- und Wassermühlen, die Kirchturmsspitzen der Dörfer, die Zugrichtung der Ruhner Berge waren seit je die Richtzeichen der Fahrenden und Wanderrnden des Landes. Die dörflichen Siedlungen schlossen sich zu meist 13 Gehöften zum Rundling zusammen, auf dessen Brink sich das Hirtenhaus erhob. Die Häuser waren strohgedeckte Fachwerke mit gekalkten Wänden. Da es bis 1850 keinen Schornstein gab, nahm der Rauch vom offenen Herdfeuer seinen Weg zur Tür oder zum „Ulenlok“ hinaus. Haus bei Haus wurde gesponnen und gewebt. Im Winter klapperten die Flegel auf den lehmgestampften Scheuendielen. In rauchgeschwärzten Stuben brannten die Leinöllampen. Durch Jahrhunderte war dieses ländliche Bild sich stets gleich geblieben. In den Städten pulsierte ein intensiveres Leben, sich steigernd durch die Teilung der Arbeit und durch die endgültige Trennung des Handwerks vom bäuerlichen Beruf. In Rat- und Zunfthäusern, in Mauern, Türmen und Toren wurden Bauten aus Stein aufgeführt. Das schnelle Wachstum der Städte drängte nach obrigkeitlicher Regelung. Als Zeichen der Markt- und Gerichtsbarkeit wurde der Roland auf den Markt gestellt. Stolz verband sich Perleberg mit der Hanse, und weit über die Grenzen des „Territorium Prignitz“ reichten die Beziehungen des Handels. Aber noch immer trug

die mittelalterliche Stadt ein fast ländliches Gewand. In den ungepflasterten, stinkigen Gassen, welche durch Jahrhunderte Ursache grassierender Pestnöte waren, schoben sich die strohgedeckten Fachwerke aneinander, die oftmals das Unheil völliger Einäscherung der Prignitzer Städte heraufbeschwörten. Einfachheit und Zweckmäßigkeit regierten im mittelalterlichen Bürgerhaus. Auf hölzernen Klapppläden zur Diele hin wurde die Handwerksware verkauft. Da es bis in das 15. Jahrhundert keine Glasscheiben gab, wurden die Fenster mit hölzernen Läden geschlossen. Aber trotz der vielen Mängel, welche dem mittelalterlichen Stadtwesen innewohnten, war das Bürgerkollektiv belebt von dem Feuer vorwärtsdrängenden Wirtschaftsgeistes. Nach der Parole: Dem Bauern das Land, der Stadt das Handwerk, schieden die Lebensbereiche, indem die Stadt das Land von sich ökonomisch abhängig machte.

Eine tiefgründige Veränderung der Landschaft wie aller Lebenszweige wuchs mit der Technik herauf. Diese neue Seite der Geschichte der Prignitz begann mit dem Jahre 1815, mit dem ersten Chausseebau Berlin—Perleberg—Lenzen—Hamburg. Schon fünf Jahre später berührte das erste Dampfschiff Wittenberge und wies den für die Zukunft bedeutsamen Weg. Die Erfindung der Dampfmaschine, ihre Anwendung auf Dampfschiffahrt und Eisenbahn, später die Anwendung der Elektrizität stellten das gesamte Leben auf eine völlig neue Basis. Die alten Raum- und Zeitverhältnisse verloren ihre Gültigkeit. Die Maschinenindustrie schuf neue Verhältnisse in der Warenproduktion. Bis in das Alltagsleben jedes Einzelnen griff die Technik tief hinein. Es bedurfte eines Heeres von Menschen, welche die Maschinen bedienten. So konnte die Mutter der Technik, die Naturwissenschaft, nicht mehr wie im 18. Jahrhundert Forschungsgegenstand weniger Gelehrter sein.

Es war ein Weg ungeahnter Entwicklungsmöglichkeiten. Das Land wurde erschlossen durch feste Straßen:

1840 Chausseebau Perleberg—Wittenberge

1858 Chausseebau Perleberg—Putlitz

1900 Allgemeiner Chausseebau

Dabei wurde beim Steinebrechen am 15. September 1899 das Königsgrab Seddin entdeckt.

Das Land wurde erschlossen durch die Bahn:

1846 Berlin—Hamburg über Wittenberge

1879 Wittenberge—Perleberg

1894 Putlitz—Pritzwalk

1911 Kreisringbahn

Die Prignitz wurde mit der Altmark enger verknüpft durch den Elbbrückenbau Wittenberges 1847. Am 21. Oktober 1851 rollte die erste Lok über die Brücke. Damals erschien es wie ein Wunder, daß 1837 sich Havelberg den Luxus von 18 Straßenlaternen erlaubte mit einem jährlichen Ölverbrauch von fünf Zentnern. Was würden die Menschen jener Zeit sagen zu Glühbirnen, elektrisch betriebenen Geräten, Motoren, Maschinen, zur Rundfunk- und Fernsehtechnik, zur Meisterung der Atomkraft? 1853 wurde mit besonderer Wichtigkeit für die Prignitz vermerkt: 8 Dampfmaschinen und 16 Loks vorhanden mit einer Gesamtkapazität von 774 Pferdekraften. Damals drehten sich noch 27 Wassermühlen, 71 Bockmühlen, 15 Holländermühlen. Aber 5 wurden schon mit Pferden getrieben wie die 1823 in Wittenberge gegründete Ölmühle.

Es sollte wohl dieser Zeit vorbehalten bleiben, daß die Gölitzer Braunkohle 1829 durch den Tagelöhner Pröpper auf dem „Plaggried“ entdeckt wurde, daß man in den um 1850 entstehenden Dorfziegeleien sich den anstehenden Ton nutzbar machte. Nun wurden Mauersteine und Dachziegel gebrannt. Die Strohdächer verschwanden. Die Lehmstaken der Fachwerke wurden durch Mauersteine ersetzt. Schornsteine wurden hochgezogen, und nie mehr ist es zu jenen gewaltigen Bränden gekommen, welche Städte und Dörfer einst in Asche legten.

1853 bildete auch der Prignitzer Agrarkreis seine industriellen Schwerpunkte. Es entstanden

in Havelberg: 1 Stecknadel-, Leder-, Tabakfabrik, Zucker- und Ölraffinerie;

in Perleberg: 2 Essigfabriken, 1 Wattlefabrik, 1 Ölraffinerie und 6 Bierbrauereien;

in Wittenberge: 3 Mostrich- und Zichorienfabriken, 1 Seifen-, Licht-, Tabak- und Wollzupffabrik.

Die Gunst der Verkehrslage gab Wittenberge den Vorzug. Zellwolle, Singer-Nähmaschinen (1903) und RAW wurden die Wahrzeichen seiner technischen Hoheit. Perleberg und Havelberg mit ihren verheißungsvollen Ansätzen blieben hinter Wittenberge zurück.

Aber auch die Dörfer des Landes erlebten eine ihrer tiefsten Wandlungen. Dorfhirtenzeit und Spinnstubenromantik versanken im Vergessenen, wie Flegel, Göpel, Butterfaß, Webstuhl und Petroleumlampe. Seit 1921/22 sind Land und Stadt an das märkische Licht- und Kraftstromnetz angeschlossen. Damit wurde der gesamte Landwirtschaftsbetrieb in Dreschkästen, Schrotmühlen, Kreissägen, Pumpen auf elektrische Basis umgestellt. Im Prozeß dieser Rationalisierung verschwanden sowohl die Brachen wie die Öd-

ländereien. Entwässerung und Bewässerung, die Regulierung der Flußläufe unterliegen dem gestaltenden Zugriff des Menschen. Alles ist seinem Denken und seiner Pflege anheimgestellt. Bis auf 0,5 Prozent wurden selbst die öden Böden seinem Pflug unterworfen. Der Kunstdung (seit 1862) war dazu die Voraussetzung. Brüche, Röhrichte, Wälder, vor 300 Jahren noch die Schlupfwinkel zahlreicher Wölfe, sind Gegenstand seiner vorausschauenden Planung. 1856 war die Drainage von 257 ha im Bereich der Prignitz eine beachtenswerte Leistung. Heute sind Traktor, Bagger, Greifer, Sprengladungen zu landschaftsverändernden Faktoren geworden. Die Landwirtschaft steht vor ihrer vollen Mechanisierung. Damit wird auch das Denken der Menschen in neuen Ordnungen aufgehen.

Könnte man die Erdgeschichte in 24 Stunden zusammenfassen, so käme auf die Zeit, welche der Mensch durchlebt, nur wenige Sekunden. Welch ein Widerspruch besteht zwischen der Kleinheit des Menschen, den engen Grenzen seiner körperlichen Kräfte und den Leistungen seines denkenden Geistes, der die Weiten des Weltenraumes durchdringt, die Tiefen der Materie erhellt und die Zeiträume von Millionen Jahren zergliedert. Welcher Abstand trennt den Menschen der Urzeit, der in Höhlen vor den Unbilden der Witterung Schutz suchte, vom Menschen der Gegenwart, der die Kräfte der Natur bezwingt. Wem das riesenhafte Ausmaß der Zahlen der Erdgeschichte zum Bewußtsein kommt, der wird sich nicht wundern, daß die Vorgänge der Erdentwicklung spurlos an seinem Auge vorüberziehen. Die Entwicklung der Erde scheint stillzustehen, still, wie den Alten die Erde selbst. Aber sie entwickelt sich doch. In welchem Schneckentempo vollzog sich in vergangenen Jahrhunderten die Entwicklung. Ungeheure Zeiträume lebte der Mensch auf der Stufe der Steinzeit. Trotzdem sind diese nur ein Bruchteil von 1 Million Jahren, die man für das Alter der Menschen in Rechnung setzt. Im Gegensatz zu dieser langsamen Entfaltung steht das rasende Tempo neuzeitlicher Entwicklung. Erfindungen großer Tragweite bewirken eine rasche Umgestaltung des Lebens. Der elektrische Strom ist zum allmächtigen Faktor in Verkehr, Technik, Wirtschaft und Haushalt geworden. Das Flugzeug überbrückt größte Entfernungen. Rundfunk und Fernsehen realisieren etwas kaum Vorstellbares. Aber über alles hinweg ragt die Entdeckung der Radioaktivität und die Entschleierung der Geheimnisse vom Bau und Zerfall der Atome.

Denkmalpflege

Um den Roland von Perleberg hat sich schon manches getan. Unsere Zeitschrift berichtete ausführlich über seinen Lebenslauf und über das, was ihm in den vierhundert Jahren, die er da oben auf seinem Sockel als Wächter der Stadt und als Hüter der Ordnung verbrachte, alles über den Weg lief. Auch darüber ist berichtet worden, wie die Jungen, die zwischen seinen Beinen Versteck spielen, mit ihren Füßen beim Hinaufklettern die Figuren und das Rankwerk des Sockels immer mehr beschädigen, so daß kaum noch etwas von ihrem Sinn zu erkennen ist, und wie auch die Radfahrer, die immer gedankenlos ihr Fahrzeug an den durch sein Alter nicht mehr so ganz widerstandsfähigen Sandstein lehnen, dies Zerstörungswerk vollenden helfen.

Die Stadtväter haben sich im Verein mit den Mitgliedern des Museumsausschusses und zusammen auch mit der staatlichen Denkmalspflege Gedanken darüber gemacht, wie diesem Übel zu steuern sei. Es wurde vorgeschlagen, eine handgeschmiedete, nicht zu hohe Eisenumwehrung um den Roland zu stellen, die in ihrer Ausführung so gehalten sein sollte, daß sie gleichzeitig ein schmückender und kunsthandwerklich wertvoller Rahmen für das alte Symbol unserer Stadt sein sollte. Ein diesbezüglicher Entwurf war in unserer Heimatzeitschrift abgebildet. Doch da kamen die Bedenken. Wenn andere Städte eine solche Lösung gefunden hätten, so brauchten wir dem nicht zu folgen, denn der Roland sei ein Symbol der Freiheit! Der Freiheit von Feudalherrschaft und fremdständischer Rechtsprechung, der Freiheit von Gewaltanmaßungen, die von außerhalb der Stadtmauern kamen, der Freiheit eben, die überall da herrsche, wo nicht brutale Macht und Willkür regieren, sondern Gesetz und Ordnung! Wie denn auch der älteste der noch vorhandenen deutschen Rolande, der von Bremen, ganz klar und deutlich die Losung auf seinem Schilde zu stehen habe: „V r y - h e i t do ick jü openbar . . .“! So ginge es doch wohl nicht an, daß man dieses Symbol der Freiheit hinter ein Gitter stecke!

Ja, aber was nun? Wie nun den Roland schützen, und wie der stetigen weiteren Zerstörung Einhalt gebieten? Endlich kam man auf die erlösende Idee. Die Stadtpolizisten als Hüter der Ordnung hätten von jeher, wie manche Überlieferung beweist, ein wachsames Auge auch für den Roland gehabt, schon aus Sympathie für ihn, weil er ja in gleicher Berufsaufgabe

gewissermaßen ihr Kollege war. So dürfe man annehmen, daß diese Tradition auch von unserer Volkspolizei, nachdem sie nunmehr regelmäßig durch die Stadt patrouilliere, hochgehalten werde! Im Vertrauen auf diese Mithilfe war man nun optimistischer und sah die Zukunft unseres kostbarsten Stadtzeichens nicht mehr so gefährdet.

Da ereignete sich nun dieser Tage eine kleine Episode zu Füßen des Rolands, die zu dieser Geschichte paßt, und ihretwegen ist diese Betrachtung hier niedergeschrieben worden.

Ein biederer Bürger unserer Stadt mußte in das Fahrradgeschäft, das sich dicht am Roland befindet. Er stellte, wie man das so tut, sein Rad an die Bordkante. Als er aus dem Laden herauskam, nahm er sein Rad und wollte davon.

„He, Sie da!“ hörte er plötzlich rufen. Als er sich umdrehte, merkte er, daß er gemeint war. Ein Wächter der Ordnung stand da neben dem Roland und winkte den biederen Bürger zu sich heran.

„Ist das Ihr Rad, das Sie da führen?“

„Na was denn sonst. Meinen Sie vielleicht, ich habe es gestohlen?“

„So. Na denn zücken Sie man Ihre Briefftasche und laden 'ne Mark ab.“

„Ich? Wieso?“

„Sahen Sie das Schild am Anfang der Straße nicht? Parkverbot!“

„Das habe ich nicht gesehen. Ich denke, daß das nur für Autofahrer ist.“

„Denken ist Glückssache. Und Unkenntnis schützt nicht vor Strafe. Also eine Mark bitte!“

„Aber nicht von mir! Denn irgendwo muß ich ja mein Rad wohl lassen können. Wo soll ich's denn hinstellen?“

„Da an den Roland!! — Sie sehen doch, da stehen schon mehrere.“

Hier räusperte sich nun unser Roland vernehmlich und sagte: „Aber Herr Kollege . . .!“

Doch der überhörte es und schrieb für den biederen Bürger eine Quittung aus über eine Mark Ordnungsstrafe, weil er sein Rad in den Rinnstein und nicht an den Roland gestellt hatte.

„DAS KULTURGESPRÄCH“

Zuschriften unserer Leser

HANS SEILER

Japanische Kinder zeichnen für uns

In der Noda Mittelschule in Kanasawa lernt die 13 Jahre alte Sayoko Hunasaki, sie hat uns mit mit vielen anderen Schülern aus Tokio, Nagoya und Kobe eine große Freude bereitet.

Diese Schüler sandten uns mit ihren Bildern, es sind Holzschnitte und Malereien, ein Stück ihres kindlichen Lebens.

Sie wollen damit, und das ist das große, unsere Freude noch verstärkende Gefühl, für den Frieden demonstrieren.

Sie wollen uns auf ihre Weise sagen, daß allen Kindern auf der Erde der Friede für immer erhalten werden müsse.

Die Kinder, die 11jährige Jomoe Sato, der 9jährige Katsumori Simizu und die kleine Tomita Toyoleru kennen den Krieg deshalb, weil sie durch ihre Angehörigen von den Grausamkeiten des Krieges unterrichtet wurden, die die größten Schrecken des modernen Krieges erlebten, die *A t o m - b o m b e*. Soweit es in den ausradierten Städten überhaupt Überlebende gibt. Vielleicht haben diese kleinen Künstler, die uns aus dem fernen Japan ihre Grüße senden, und auf diese freundliche und eindringliche Weise die Forderung an uns richten, keinen neuen Krieg, keine neuen Grausamkeiten mehr zuzulassen, vielleicht haben diese Schüler ihre Arbeiten mit dem bitteren Schmerz in der Brust und der Trauer um einen ihrer lieben Nächsten geschaffen. Vielleicht reden auch deshalb die Bilder eine solche eindringliche Sprache.

Kinderleben soll Gesundheit, Frohsinn, Glück und friedliches Spiel sein. . . und dieser Wunsch, sich das Glück zu schaffen und zu erhalten, spricht aus den Bildern. Wir aber sehen aus den großen Kinderaugen den Wunsch, das fröhliche Spiel und das friedliche Lernen für alle Kinder zu erringen und zu erhalten, als unsere Verpflichtung an.

Was gestalten unsere jungen Freunde?

Die acht- und neunjährigen lassen uns ihre Puppenfeste miterleben. Ihre Bilder sind ganz kindlich, aber doch in einer Frische und Farbenfreudigkeit, wie man sie sich als Kinderarbeiten nicht schöner wünschen kann. Eines haben alle Blätter zu eigen — die ganze Fläche wird in dekorativer Weise gestaltet und oft mit einer Komplementärfarbe hinterlegt.

Die Älteren, 11, 12 und 13 Jahre, zeigen uns ihre Eindrücke von der Straße, in der sie wohnen, vom Markt, von den Geschäften, vom Friseurladen, von einem Neujahrsumzug der Kinder — von ihrem ganzen bunten Kinderleben.

Wie reich ist ihre Phantasie und wie neu ist manches für uns, mit Freude aber entdecken wir auch einen alten Bekannten — den Schneemann.

Die Kinder zeigen uns auch die Schönheit ihrer Heimat, sie zeigen uns mit der ganzen Farbenpracht ihrer Palette Stilleben, Blumen und ihr Spielzeug. Sie zeigen die Häuser ihrer Heimat, die nicht wie in Nagasaki zerstört werden sollen.

Der 10jährige Iwao Matsuoka schnitt seine Mutter in Holz — wieviel Liebe gehört dazu! Die Holzschnitte zeigen eine erstaunliche Fachkenntnis, ohne Scheu gehen die Kinder an die schwierige Gestaltung solcher Themen wie „Auf dem Gemüsemarkt“ oder „Im Friseurladen“. Auch die 9jährigen schneiden bereits in Holz.

Wir wundern uns über die Reife der Arbeiten, und es will uns kein Vergleich mit Kinderarbeiten aus Deutschland gelingen. Natürlich müssen wir berücksichtigen, daß der körperliche Reifungsprozeß bei japanischen Kindern früher einsetzt, als das bei deutschen Kindern der Fall ist. Daraus erklärt sich auch die höhere geistige Leistung.

Das Freundschaftsgeschenk der japanischen Kinder hat uns Freude bereitet. Sorgen wir dafür, daß es alle Kinder sehen und dafür, daß auch die Eltern nicht achtlos daran vorübergehen. Leider haben das die Wittenberger Funktionäre des Pionierverbandes nicht verstanden. In Perleberg hat die Ausstellung einen guten Auftakt gehabt, wir wünschen, daß es so noch in vielen Orten der Fall sein wird.

WILLI WESTERMANN

Wir verschönern unser Dorf

Die Natur- und Heimatfreunde unserer Kulturbund-Ortsgruppe Cumlosen haben sich die Aufgabe gestellt, in Zusammenarbeit mit dem Rat der Gemeinde, den örtlichen Organisationen und durch die Mitarbeit der Bevölkerung das Antlitz unseres Dorfes schöner zu gestalten. Die Aufgabe wurde im Dorfplan unserer Gemeinde aufgenommen.

Wir wollen erreichen, daß unser Dorf von fremden und unschönen Dingen befreit wird, so daß es wieder Freude bereitet, durch unseren Ort zu gehen. Jede geeignete Stelle soll mit Blumen bepflanzt werden. Die Dorfbewohner sollen miteinander um den schönsten Vorgarten wetteifern. Mit Hilfe der Bevölkerung müssen auch die Schuttablade Stellen und die Schrotthaufen aus dem Dorfbild verschwinden, dafür gibt es außerhalb des Ortes geeignete Plätze. Einen unrühmlichen Anblick bieten auch längst überholte, beschädigte und beschmutzte Losungen. Plakate und Losungen dürfen nur

zu bestimmten Anlässen angebracht werden und müssen nach erfülltem Zweck wieder entfernt werden, sonst werden auch die neuhinzugefügten nicht mehr beachtet.

Die Vorgärten der Häuser wurden in letzter Zeit sehr vernachlässigt. Ein vorbildlicher Garten wird verhältnismäßig selten angetroffen. Gerade die leuchtenden Blumen, die das Anwesen zieren und ihm das heimatische, dörfliche Gepräge geben, müssen wieder in den Gärten zu finden sein. Es wird hierbei besonders an Blumenarten gedacht, die bereits unsere Vorfahren mit Liebe und Sorgfalt pflegten, wie Goldlack, die verschiedenen Lilienarten, Fuchsschwanz, Nelken, Glockenblumen, Rittersporn, Astern, Malven (Stockrosen), Dahlien, Rosen, Phlox, Päonien usw. Wir hoffen und bitten, daß unsere Dorfbewohner in diesem Sinne wirken und die alten farbenprächtigen Blumen in den Hausgärten wieder pflanzen werden.

Die Natur- und Heimatfreunde unserer Ortsgruppe haben sich ferner die Aufgabe gestellt, für den hiesigen Kindergarten einen Steingarten mit Pflanzen unserer Feldmark anzulegen. Das soll nicht mit irgendwelchen Pflanzen geschehen, sondern mit charakteristischen, ortsgebundenen und zweckmäßigen Steingartengewächsen unserer näheren Heimat. Wir denken dabei an Thymian, Mauerpfeffer, Heidekraut, Fetthenne, Katzenpfötchen, Farnkraut- und Bärlappgewächse, Besenginster, Ackerhornkraut, Zypressen-Wolfsmilch, Karthäuser Nelke, Habichtskraut, Waldglocken, Wacholder, Märkische Kiefer, Dorniger Hauhechel, Stiefmütterchen, Flechten und Moose.

Wir haben hiermit die Möglichkeit, im Namen des Nationalen Aufbauwerkes planvoller als bisher an der Gestaltung und Verschönerung unseres Dorfes mitzuwirken. Wir rufen unsere Dorfbewohner auf, mitzuhelfen an dieser großen, wertvollen heimatischen Aufgabe zur Freude aller Bewohner und zur bleibenden Erinnerung der Besucher unseres Ortes. Die Liebe zu unserem Dorfe, die Liebe zu unserer Heimat muß sich in dieser Arbeit ausdrücken. Das Bestreben in unserer Arbeit soll es sein, die demokratische Einheit unseres Vaterlandes zu fördern und den Frieden zu sichern.

Anmerkung der Redaktion

Wir freuen uns über die Initiative unserer Freunde in Cumlosen. Hoffen wir, daß das Beispiel von vielen Orten unseres Kreises aufgegriffen wird. Unsere Heimat ist schön, sorgen wir dafür, daß alle mithelfen, sie noch schöner und liebenswerter zu gestalten.

Das Heft enthält

	Seite
E. Lehmann: Ein Jahr „Hinzdorfer Heimatstube“	97
Dr. Paul Viereck: Wald und Forst	99
A. Grüneberg: Über die Entstehung der Gilden	108
W. Westermann: Die Rohrweihe in der Prignitzer Elbniederung	115
W. Bredthauer: Dich, Heimat, nenn ich mein	119
W. Bredthauer: Die Technik verändert das Gesicht der Prignitz	120
A. Hoppe: Denkmalpflege	124
Das Kulturgespräch:	
H. Seiler: Japanische Kinder zeichnen für uns	126
W. Westermann: Wir verschönern unser Dorf	127

Redaktion „Unsere Heimat“: Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352

Konto: Kreissparkasse Perleberg 1900

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Hans Seiler,
H. J. Konrad

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Foto des Titelblattes: Dr. Ulrich Schröder, Vorfrühling an der Stepenitz

Aprilheft 1956 . Preis DM 0,50

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Kreisleitung Perleberg, und vom Rat des Kreises Perleberg, Abteilung Kultur

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 273-56 - 5229

